Für unsere Jugend.

Die Wunderblume.

Es war ein schöner Sommertag,
Da wandelte ein Mägdelein
Auf moos'gem Pfad im grünen Hag
Bei goldnem Morgensonnenschein.

Sie pflückte an des Weges Rand
Manch bunte Blumen, duftend zart,
Die sie zu einem Sträußchen wand
Nach blumenfroher Kinder Art.

Und tiefer in den Wald hinein,
Nach Blumen suchend, lief das Kind.
Da lispelte das Lüftelein:
„Ich weiß, wo noch viel schön're sind."

Und aus der Eichen dichtem Grün
Da hörte sie den Kuckuck schrei'n:
„Die allerschönsten seh ich blüh'n,
Komm, folge mir, hold Mägdelein!"

Welch wundersamer Zwiegesang!
Bald lockt das Lüftlein zart und leis,
Bald aus der Bäume Zweige drang
Des Kuckucks zaubersüße Weis'.

Und immer weiter lief das Kind,
So kam es an ein Felsgestein;
Da sproßte, wiegend sich im Wind,
Ein blaues Wunderblümelein.

Und süß entzückt, in sel'ger Lust
Das Wunderblümlein sie beschaut.
Ihr Auge strahlte glücksbewußt,
Da sprach das blaue Blümlein traut:

„Du holdes Kind, ich blüh für Dich;
Durch mich wird Wonne Dir zuteil.
Drum zög're nicht! Komm, pflücke mich
Und nimm mich mit zu Deinem Heil!"

Da bückt sie sich zum Blümchen hin,
Brachs ab und fügt es zu dem Strauß.
„Den köstlich seltenen Gewinn
Bring ich dem Mütterlein nach Haus."

Doch als sie es ins Sträußlein wand
Und nun nach Hause wollte gehn,
Da sah sie an der Felsenwand
Ein graues Wichtelmännlein stehn.

Das Männchen winkte freundlich ihr
Und sprach: „Du bist ein Sonntagskind.
Die schönsten Schätze zeig ich dir,
Die drin im Berg verborgen sind."

Und furchtlos nahte sie sich drauf
Dem Männlein, schritt an seiner Hand
Dem Hügel zu. Da tat sich auf
Geheimnisvoll die Felsenwand.

Sie lenkten in den Berg hinein
Durch einen Gang, gar lang und schmal.
Von Silber, Gold und Edelstein
Erglänzten Lichter reich an Zahl.

Mit Staunen schaut das Mägdlein an
Die ungeahnte seltne Pracht,
Die nimmer sie begreifen kann,
Und die sie wunderselig macht.

Zuletzt gelangten sie zum Saal,
Ins Prunkgemach. Hier saßen still
Am Tisch bei üppig reichem Mahl
Im Prachtgewand der Ritter viel.

Die Diener reichten Speise dar,
Es funkelte der goldne Wein.
Doch keiner von der Ritterschar
Sprach nur ein einzig Wörtelein.

Am goldnen Felsgesteine hing
Ein zierlich Täschchen, wunderfein.
„Nimm hin, mein Kind, dies artig Ding,
Und was du magst, das leg hinein.

Doch, Kind, vergiß bei Gold und Gut
Das Beste aller Schätze nicht!"
So sprach das Männlein wohlgemut,
Und Freude glänzt ihm im Gesicht.

Da legt den Strauß sie aus der Hand
Und füllte flugs das Täschelein
Mit allem, was sie brauchbar fand
An Silber, Gold und Edelstein.

Dann aber trieb es sie nach Haus.
In blinder Gier nach Schmuck und Gold
Ließ sie zurück den duft'gen Strauß,
Dazu das Blümlein wunderhold.

Noch einmal tönt es zart und leis:
„Vergiß das Beste nicht, mein Kind!"
Das Mägdelein mit seinem Preis
Verläßt den Saal und eilt geschwind.

Und als sie nah dem Felsentor,
Zum dritten mal der Ruf erklang:
Doch traf er kaum des Mägdleins Ohr.
Dem Männlein ward es weh und bang.

Schon grüßte sie der lichte Tag,
Noch einen Schritt—sie trat heraus.
Da fiel das Tor mit lautem Schlag.
Vergessen war—der Blumenstrauß.

Nun stand das Kind im Wald allein.
Hin war die überird'sche Pracht,
Der Funkenglanz und Lichterschein,
Der eben noch dem Kind gelacht. —

Was greifst Du, töricht Mägdelein,
Nur nach der Schätze Glanz und Glück?
Nun bringt kein Wunderblümelein
Dich in das Zauberschloß zurück.

Wie ist doch die Erde so schön.

Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
Das wissen die Vögelein:
Sie heben ihr leicht Gefieder
Und singen so fröhliche Lieder
In den blauen Himmel hinein.

Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
Das wissen die Flüss' und Seen:
Sie malen in klarem Spiegel
Die Gärten und Städt' und Hügel,
Und die Wolken, die drüber gehn.

Und Sänger und Maler wissen es,
Und es wissen's viel andere Leut'.
Und wer's nicht malt, der singt es,
Und wer's nicht singt, dem klingt es
In dem Herzen vor lauter Freud!

Zuverlässig.

Mutter geht zur Arbeit aus,
Anne-Liese bleibt zu Haus.
Anne-Lies ist selbst noch klein,
Doch sie sorgt fürs Brüderlein,
Kocht den schönen Semmelbrei,
Lockt die Miez zum Spiele bei; —
Denn sie weiß: Es muß so sein:
Sie ist heute Mütterlein!

Kommt der Hans vom Nachbarhaus:
„Anne-Liese, schnell heraus!
Drüben ist ein Bär zu sehn,
Kann gar auf zwei Beinen gehn!
Affen auch im bunten Kleid —
Komm nur schnell, es ist nicht weit;"
Liese spricht: „Das darf nicht sein:
Ich bin heute Mütterlein!"

Naht die kleine Grete bald:
„Anne-Liese, komm zum Wald!
Blumen gibts, ich weiß schon, wo,
Und die Vögel singen so!
Alles steht in voller Pracht,
Sieh nur, wie die Sonne lacht!"
Liese spricht: „Geh du allein,
Ich bin heute Mütterlein!" —

Brüderchen wird endlich müd:
Liese singt ein Schlummerlied, —
Bringt den kleinen Mann zu Bett.
Macht das Stübchen blank und nett.
Ist so froh, so glücklich dann,
Daß sie's gar nicht sagen kann!
Möchte alle Tage sein
Solch getreues Mütterlein!

Fliege und Spinne.

Nur näher, besieh Dir ungestört mein Gewebe, sprach die Spinne zu einer jungen Fliege, die in geringer Entfernung von ihr auf einem Weinblatt saß und sich den Rüssel putzte.

Dein Gewebe ist kunstvoll und schön, antwortete die Fliege, und ich hätte wohl Lust, daran auf- und niederzuspazieren, aber ich kann Deiner Einladung nicht folgen, die Mutter hat mich vor deinem Umgang gewarnt; Du sollst ein gefährliches Tier sein, sagte sie.

Wie Du willst, mir kanns gleich sein, entgegnete die Spinne. Deinetwegen nur tut mirs leid; Du kannst lange suchen, bevor Du ein so großes fein gearbeitetes Gewebe wiederfindest; wenn Du Dich einmal darin geschaukelt, dann gingest Du gewiß nicht wieder fort.

Das mag wohl sein, aber ich darf doch nicht, sagte die Fliege in bedauerndem Tone.

Du mußt Deine Mutter falsch verstanden haben, begann die Spinne nach einem Weilchen wieder: welche Gefahr könnte Dich wohl treffen, wenn Du einmal an den feinen Sprossen auf und niederstiegest? Du siehst, ich sitze hier oben still in der Ecke; da ich wohlbeleibt bin, kann ich mich nicht schnell fortbewegen, während Du Flügel hast, die Dich im Nu davontragen.

Die junge Fliege wurde nachdenklich. Alles, was die Spinne sagte, war wahr, und dazu blieb es eine alte Geschichte, daß die Mütter zu ängstlich sind. Ihre Freundin hatte ihr heute ebenfalls ihre Not geklagt und erklärt, daß sie die Tyrannei ihrer Mutter nicht länger ertragen werde. Bald solle sie sich an eine Tasse Milch nicht heranwagen, weil sie hineinfallen und ertrinken könne, bald wieder von dem schönen süßen Honig nicht naschen, weil die Gefahr vorhanden, daß sie an dem Topfe kleben bleibe. Da vergeht einem ja am Ende aller Lebensmut, hatte die Freundin gesagt, und die junge Fliege, die sich alles dessen jetzt erinnerte, beschloß, sich frei zu machen von der Herrschaft der Mutter und fortan nach ihrem eigenen Gefallen zu leben. So flog sie denn, um gleich damit zu beginnen, in das Spinngewebe. Aber, o Schrecken, wie wurde ihr, als die Spinne mit Windeseile auf sie zueilte, als ihre Flügel sie nicht forttragen konnten, da ihre Füße in dem Netz gefesselt waren! Die Reue über ihren Ungehorsam konnte sie nun nicht retten, die langen behaarten Beine ihrer Feindin ergriffen sie, drehten sie wie einen Ball um und um und umwickelten sie mit einem feinen Faden; dann senkte sich der lange scharfe Stachel der Spinne in ihre Eingeweide und — aus war es mit dem jungen Leben.

Rätsel- und Spielecke.

Logogryphen.

1.
R sitzt zu Gericht in jeglicher Stadt.
D „saß in der Götter uraltestem Rat".

2.
b Macht uns arm, sch wirklich, ch halb blind;
In m sind alle, wo sie immer sind.

3.
Wer weiß?
Welch ein Vogel wandelt sich in Eis,
Wenn der arme Tropf
Schwanz verliert und Kopf?

4.
Sie, die mit z zwei Brüder einst entzweite,
Sie hängt mit k beständig mir zur Seite
Und schaut mit d vom Hügel in die Weite.

5.
Ein Junker war's, dem nahm sein Eingeweid' ich aus,
Da sang es abendlich im Teich mir vor dem Haus.

6.
u Springt hervor und glänzt und sprüht;
i Singt im Chor, wenn's lenzt und blüht.

7.
Er schmeckt dir, wenn's ein guter ist,
Vortrefflich, wenn du durstig bist;
Doch kommt noch er dazu, dann leider
Ist's selbst ein Durst- und Hungerleider.

8.
n Ist ein welsches Kindermädchen;
h Ein Gericht mit vielen Fädchen.

9.
e Auf jedem Angesicht,
n Auf jenem nur, das dir von Liebe spricht.

10.
Mit l bedeckt sich auf der Flur
Oft eine Kompagnie;
i Zeitigt alle Kreatur
Und dann verschlingt sie sie.

11.
p Strebt dem Himmel nach,
g Grünt in Teich und Bach,
r Sind in kurzen Jahren,
Die heut noch Kinder waren.

12.
Mir schmeckt es fein,
Sowohl allein,
Als wenn es Tee und Kuchen beigemengt;
Mit en daran
Sieht's jedermann
Am Bild, das über meinem Schreibtisch hängt.

13.
Er ist ein Denker wie kein Zweiter;
Doch schenkst du ihm ein or zum Schluß,
Dann wird der große Lichtverbreiter
Zum simpeln Kirchenmusikus.

14.
Zum Sprechen braucht ein J stets Z und L,
Zum Spr jedoch nur Beine schnell.

15.
l Ist der Sterne Heer,
Sind Tropfen auch im Meer;
n Aber denkt euch! sind
Urahn und Wickelkind.

Lösungen der Rätsel in voriger Nummer:

1. Töpfer, tapfer.
2. Geschorener, Geschworener.
3. Schweden, Eden.
4. Denker etc.
5. Becken etc.
6. Oase, Nase.
7. Mampe etc.
8. Schlosser, Schloßer.
9. Gönner, Gauner.
11. Binsen etc.
12. Bann etc.
13. Beinkleid, Beileid.
14. Mücke etc.
15. Windel etc.
16. Wachs etc.

Sprüche.

Bewundre müßig nicht das löblich dir Gelungene,
Dem, der nicht zugewinnt, entschlüpft auch das Errungene.

Das kleine Wörtlein Muß
Ist doch von allen Nüssen,
Die Menschen knacken müssen,
Die allerhärtste Nuß.

Spruch.

Der Himmel strahlt im schönsten Blau,
Es prangen in Herrlichkeit Wald und Au;
Ich ziehe hindurch mit frohem Sinn,
Und denke dein, wo immer ich bin.

— Leichte Abhilfe. Mietslustiger Junggeselle: „Aber das Baby wird mich doch nicht in der Arbeit stören?"

Vermieterin: „I wo — wenn das zu schreien anfängt, setzt sich meine Tochter immer gleich ans Klavier und spielt!"

— Mißverständnis. Kaufmann (dem ihn besuchenden Geschäftsfreunde seine Schreibmaschinen zeigend): „...Hier ein ziemlich altes System!"

Das Schreibmaschinenfräulein (pikiert): „Bitte... erst neunundzwanzig!"

Im Frauenkreise.

Deutsche Brautsitten.

In den deutschen Braut- und Hochzeitssitten findet man vielfach feinere oder gröbere Spuren von heidnischen Anschauungen in seltsamer Verbindung mit religiösen Glaubenslehren. Diese Verquickung ergab im Laufe der Zeiten eine Unzahl von Gebräuchen, die wir gemeinhin als abergläubische bezeichnen.

Hat eine Maid einen Partner erkoren, der sie in den Hafen der Ehe geleiten will, so muß sie sich ängstlich davor hüten, an eine Tischecke zu stoßen, da sie sonst auf einen sehr langen Brautstand zu rechnen hat. Will das Mädchen dagegen möglichst schnell Hochzeit machen, dann hat es weiter nichts zu tun, als die Kleider des Bräutigams mit Lavendel auszuräuchern. Der aromatische Geruch der Pflanze soll all die bösen Geister vertreiben, die der Braut den Liebsten abspenstig machen wollen. Besondere Vorsicht ist bei der Auswahl der Brautschuhe geboten; sie dürfen keine hohle Spitze haben, denn dort können sich die Dämonen verbergen, die der Ehe Unglück bringen. Sehr vorteilhaft soll es sein, wenn die Braut in ihren Schuh eine Silbermünze legt und darüber etwas Dillsamen streut. Beide schützen gegen den Geldmangel in der Ehe und überdies scheucht (der Geruch) der Dill die etwa in der Fußbekleidung versteckten bösen Geister fort.

Da Perlen Tränen bedeuten, darf die Braut keinen Perlenschmuck anlegen.

Je größer und dichter der Schleier, desto besser bewahrt er die Verlobte vor dem „giftigen" oder „bösen" Blick. Darunter versteht man den bei fast allen Völkern tief eingewurzelten Glauben, daß gewisse Menschen, Tiere oder Geister die Kraft besitzen, durch bloßes Ansehen anderen Personen, ganz besonders Jungfrauen und Kindern, Schaden zuzufügen. Auf der gleichen Anschauung beruht das „Beschreien". Loben nämlich neidische oder mißgünstige Frauen die Schönheit der Braut, die Pracht ihrer Kleidung, so sollen sie durch die Bewunderung die guten Eigenschaften der künftigen Hausfrau in das Gegenteil verwandeln können. Deshalb soll man keine Braut loben; die Wirkung des „Beschreiens" bleibt erfolglos, wenn das Mädchen ihr Antlitz hinter einem Schleier verbirgt, der mit Silber- oder Goldfäden durchwirkt ist. In den Fäden fangen sich die Geister des Neides, der Mißgunst; sie können der Braut nur dann schaden, wenn sie sich beim Kirchgang umwendet. Aus diesem Grunde darf auch der Brautwagen, sobald die Braut darin sitzt, nicht vom Wege abweichen oder umkehren. Trifft der Hochzeitszug auf einen Leichenwagen, so bedeutet das Glück, weil die bösen Geister, die sich in die Fäden des Brautschleiers einquartiert haben, schleunigst in die Peitschenschnur des Kutschers fahren. Mit der Peitsche gelangen sie wieder auf den Kirchhof und finden dort endlich in der geweihten Erde Ruhe.

In manchen Gegenden Deutschlands führen die Leichenwagenkutscher keine Peitsche mit sich. Es herrscht dort der Glaube, daß die Seele des Toten eventuell an der Peitschenschnur wieder zurück in die ehemalige Behausung gelangen könne. Das gilt besonders von den Seelen der Personen, die durch Selbstmord endeten oder kein gottgefälliges Leben führten. Sie müssen zwischen Himmel und Erde umherirren und erfassen natürlich die erste Gelegenheit (Peitschenschnur), um wieder in ihre Wohnung zurückzukehren.

Bei der Verlobung und der Heirat ist darauf zu achten, daß das Bündnis nicht an einem Freitag geschlossen wird. Dieser Tag gilt seit altersher als ein Unglückstag. Christus starb an einem Freitag, und an diesem Tage findet, nach dem Glauben unserer heidnischen Vorfahren, die Versammlung der abgeschiedenen Seelen statt. Wie die Statistik einwandfrei ergibt, finden in Berlin an einem Freitag nur selten, dagegen am Sonnabend die meisten Eheschließungen statt. Am Sonnabend haftet kein Aberglaube; er ist für die Feste am besten geeignet, weil auf ihn ein freier Tag folgt. Regenwetter am Hochzeitstage ist nicht beliebt, denn es soll den Ehegatten ein Leben voll Tränen — also Kummer und Sorgen — bescheren.

Für die Bräute, die im Ehestand gern die Herrschaft an sich reißen möchten, empfiehlt es sich, während des Trauaktes dem Bräutigam auf den Fuß zu treten, oder auf seinem Rock zu knien, oder beim Zusammenlegen der Hände dafür zu sorgen, daß die ihre zu oberst kommt. Will der Bräutigam der Braut Fleiß, Sparsamkeit usw. „anhexen", so muß er ihr unbemerkt eine lebende Spinne in die Kleidung praktizieren. Das Tierchen ist das Sinnbild der Emsigkeit. Der Brauch geht wieder auf den Seelenglauben zurück; die Spinne erstickt in dem Kleid und ihre Seele nistet sich im Körper des Mädchens ein.

Die alten Nordländer glaubten an die Zauberkraft gewisser Zeichen (Runen); einzelne galten als Glück-, andere als Unglückspender. Diese Anschauung wurde im Laufe der Zeit auf Worte oder Redewendungen übertragen: so dürfen z. B. am Hochzeitstage folgende Ausdrücke nicht fallen: Scheiden, Zurückschicken, Verlassen, Abschied usw.

Hat die Braut nun alle Klippen vermieden, die ihr verhängnisvoll werden können, so muß die junge Frau auf der Hochzeitsreise noch einige Kleinigkeiten beachten. Sie darf nicht vergessen, ganz neue Strümpfe anzuziehen; die sollen mit einem weißen oder scharlachroten Atlasband über den Knien befestigt werden. Die weiße und rote Farbe gelten als Schutzfarben gegen Hexerei, namentlich aber gegen die Taten der Zauberinnen, die den Neuvermählten keine Kinder gönnen. Vielfach heftet die Braut auch ein Stück ihres Strumpfbandes an den Hut ihres Gatten, der dadurch ebenfalls den Tücken der Hexen entgeht. Die Wirksamkeit der Strümpfe — des Fadengewebes — beruht wiederum, wie beim Brautschleier, auf dem Umstand, daß sich die bösen Seelen in den Fäden verstricken.

Ist die Hochzeitsreise glücklich abgelaufen und zieht das Paar in sein Heim ein, so muß es mit aller Schlauheit dafür sorgen, daß es an der Türe nicht von einer alten Frau begrüßt wird. Diesen Aberglauben kennen viele Schwiegermütter und sind verständig genug, die jungen Eheleute nicht an der Türe, sondern erst im Zimmer willkommen zu heißen.

Der Ring.

Skizze von Julia Büren-Hahn.

Der Untersuchungsrichter Mr. Richard Grey besaß in seinem Pavillon im Trafalgar-Square eine Vitrine, die von Liebhabern und Kennern gerechterweise bewundert wurde. Wahre Schätze fanden sich hier vereinigt, die mit der Sorgfalt und Liebe eines Gelehrten mit Etiketten versehen und nach Katalog geordnet waren. Der würdige Mann war vor allem stolz auf seine Ringsammlung. Die ältesten Ringe von dem schmalen florentinischen Reifen bis zu dem der schwersten abessinischen Goldschmiedearbeit, waren darin vertreten. Er hatte sie selbst klassiert und mit bewunderungswürdiger Sorgfalt geordnet.

Wenn Mr. Richard Grey in glückseliger Betrachtung vor seiner Vitrine saß, so vergaß er alles, essen, trinken und schlafen, und er wäre vollkommen glücklich gewesen, wenn er nicht jedesmal, wenn er seine Schätze betrachtete, an seinen Freund den Baronet Hughes Avenel hätte denken müssen.

Der letzte Baronet Avenel war vor einigen Jahren auf seinem Schlosse in Schottland auf geheimnisvolle Weise ermordet worden, und bis heute war es nicht gelungen, den Mörder zu entdecken.

Sir Hughes Avenel hatte zu seinen intimsten Freunden gezählt; dieser hatte wie er die richtige Sammelwut gehabt. Ihre gleichen Neigungen hatten sie zusammengeführt, und schließlich hatte engste Freundschaft sie verbunden.

Der Untersuchungsrichter erinnerte sich besonders eines Ringes mit einem dicken Edelstein, den der Baronet sehr geschätzt und gern getragen hatte. Die Arbeit und Form des Ringes waren ziemlich plump und von geringem künstlerischem Wert, aber er verdiente Interesse; es war ein merkwürdiges Stück. Der Stein war beweglich; wenn man auf eine, nur dem Kenner bekannte kleine Feder drückte, öffnete er sich fast wie der Deckel einer Tabaksdose.

Wozu mochte dieses geheimnisvolle Schmuckstück früher gedient haben?... Zu welchem romantischen Abenteuer?... Hatte dieser hohle Ring einen Tropfen orientalischer Essenz enthalten, die die Fähigkeit besaß, dem Besitzer herrliche Träume vorzugaukeln?... oder war sein Anhalt Gift gewesen für einen Verbrecher oder einen Unglücklichen, Verzweifelten im Augenblick der Not? Vielleicht war er ein Fetisch für einen Abergläubischen gewesen!

Was es auch sein mag, jedesmal, wenn Mr. Grey seine Vitrine besichtigte, mußte er unwillkürlich an diesen Ring denken und sogleich auch an Sir Hughes Avenel; einesteils mit ein wenig Melancholie über den Verlust des Freundes, andernteils mit Aerger über sich selbst, daß es ihm bis heute nicht gelungen war, den Mörder des Freundes zu finden.

Eines Tages führte man dem Untersuchungsrichter einen gefesselten Gefangenen vor, der, nach einem heroischen Kampf mit den Polizisten, unterlegen war. Es war der gefürchtete Einbrecher Bob Scratcher, der König der Einbrecher in höchsteigener Person.

Bob Scratcher, unter dem Spitznamen „The Windy Man" allgemein bekannt, weil er seinen Verfolgern stets mit Leichtigkeit entkommen, war endlich festgenommen. London und seine Vororte atmeten erleichtert auf.

Er trug sein Unglück mit der Ruhe eines Gentleman. Sein Augen blickten noch ebenso hell; er war nicht zynischer oder herausfordernder als sonst. Er war ruhig, überlegen, und sein Auge begegnete stolz dem des Untersuchungsrichters, als dieser ihm einige Fragen stellte.

Plötzlich wurde Mr. Richard Grey leichenblaß, seine Hände begannen zu zittern und sein Blick umflorte sich. Er hatte plötzlich an dem Ringfinger der kräftigen, aber wohlgepflegten weißen Hand des Gefangenen genau denselben Ring bemerkt, der ihn seit Jahren Tag und Nacht verfolgte und der seinem Freunde, dem Baronet Avenel, gehört hatte.

Damit war aber noch nicht erwiesen, daß das Schmuckstück, welches sein Freund vor fünf Jahren an seiner Hand getragen, einzig in seiner Art oder auch nur ein seltenes Stück war. Alt gewiß, aber...? Gab es nicht in jeder Familie alte Ringe, an welche sich Erinnerungen knüpften? Konnte Bob Scratcher diesen Ring nicht bei einem nächtlichen Besuch, den er in so vielen aristokratischen und bürgerlichen Familien in der Stadt und Umgegend gemacht hatte, in die Hände gefallen sein? Es wäre gewagt gewesen, ihn des Mordes zu bezichtigen, weil er einen Ring derselben Form und Arbeit trug, wie der Baronet Hughes Avenel ihn getragen hatte.

Trotzdem war Dr. Grey im Innersten seines Herzens fest davon überzeugt, daß seine Annahme richtig, und er den langgesuchten Mörder seines Freundes vor sich habe.

Er gab dem einen der Polizisten einen Wink, und dieser gehorchte und begann dem Gefangenen den Ring vom Finger zu ziehen.

Der Mann ließ es ruhig geschehen, zog die Schultern verächtlich in die Höhe und sagte murrend:

„Durch dieses kleine Ding wird der Schatz seiner Majestät sicher nicht bereichert werden. Ich will mich hängen lassen, wenn dieser Ring mehr als vier Pfund englisches Gold enthält!" —

Der Untersuchungsrichter antwortete nicht. Mit zitternden Händen hatte er den Ring in Empfang genommen und war ans Fenster getreten, wo er einige Augenblicke mit abgewandtem Antlitz stehen blieb, um die Erregung, in welcher er sich befand, nicht merken zu lassen. Dann begann er den Ring näher zu betrachten und zu untersuchen.

Endlich war er damit fertig; er wandte sich dem Gefangenen wieder zu und sagte, sich die größte Mühe gebend, gefaßt zu bleiben, in möglichst ruhigem Ton:

„Bob Scratcher, Sie haben am 27. April 1907 den Baronet Hughes Avenel in seinem Schloß High Town in Schottland ermordet"...

Bob Scratcher wurde erdfahl; er war so überrascht über die Wendung der Dinge, daß er nicht zu leugnen wagte.

Der Untersuchungsrichter hatte den Ring, als er ihn in der Hand hielt, gleich wiedererkannt, mit Hilfe der unsichtbaren Feder, von welcher Bob niemals eine Ahnung gehabt hatte, den Stein geöffnet und im Innern das Wappen der Avenel, eine Stechpalme, eingraviert gefunden.

Die Untersuchung brachte noch vollgültige Beweise, und Bob Scratcher, der König der Einbrecher, wurde zum Tode durch den Strang verurteilt...

Und so kam es, daß Bob nach der alten englischen Formel so lange am Kopf aufgehängt wurde, bis seine Seele sich von seinem Körper getrennt hatte, obschon der elende Ring, der ihn verraten, wirklich nicht mehr als für vier Pfund gutes, englisches Geld enthielt. —